evangelische arbeitsgemeinschaft familie

FAMILIENPOLITISCHE INFORMATIONEN

3 | 2015

WELCHE KIRCHE BRAUCHT DIE FAMILIE?

- eine praktisch-theologische Perspektive

Prof. Dr. Michael Domsgen

An den Kindern sieht man, wie die Zeit vergeht - so sagt es der Volksmund und bringt damit zum Ausdruck, dass unser Leben Entwicklungen unterliegt, die im alltäglichen Vollzug oft nur ansatzweise oder zumindest nicht ausreichend vor Augen treten. Erst der Blick auf die Kinder macht offenbar, was auch für einen selbst gilt und führt letztlich zu einer neuen Sichtweise seiner selbst.

Welche Kirche braucht die Familie? Diese Fragestellung stößt in gewisser Weise genau die eben skizzierte Blickrichtung an. Denn in der Wahrnehmung von Familie lassen sich Entwicklungen erkennen, die für das Verständnis und die Gestaltung kirchlichen Handelns grundlegend sind. Insofern thematisiert die hier gestellte Frage zum großen Teil das Selbstverständnis von Kirche. Dieser Blick auf Familie soll dazu beitragen, Erkenntnisse hinsichtlich des Kircheseins zu gewinnen. Dabei stehen praktisch-theologische Perspektiven im Zentrum der Überlegungen; sie sollen im Folgenden in vier Antwortfacetten zur Sprache kommen.

Allerdings stellt sich gleich zu Beginn eine fundamentale Herausforderung: Gerade in der Verbindung von Kirche und Familie war lange Zeit nur eine Familiennorm vorherrschend, was eine unvoreingenommene Wahrnehmung von Wandlungen zumindest erschwerte. Deshalb ist als erste Antwort auf die hier gestellte Frage festzuhalten:

FAMILIE BRAUCHT EINE KIRCHE, DIE BEREIT IST, FAMILIE IM PLURAL WAHRZUNEHMEN, ZU RESPEKTIEREN UND IN IHREN POTENZIALEN ZU WÜRDIGEN.

Die Familie gibt es nicht; es gibt nur Familien, die sich voneinander unterscheiden. Wichtige Parameter ergeben sich hier aus der Struktur. So verweist Rosemarie Nave-Herz mit Blick auf die unterschiedlichen Rollenzusammensetzungen und Familienbildungsprozesse auf derzeit 18 verschiedene rechtlich mögliche Familientypen in Deutschland.[1] Von Bedeutung sind weiterhin die Familienphasen, die je nach Alter der Kinder mit unterschiedlichen Aufgaben verbunden sind. Hinzu kommen

THEMEN

Michael Domsgen
»Welche Kirche braucht Familie?
- eine praktisch-theologische Perspektive« 1

AUS DEM VERBAND

Jahrestagung der eaf 7
»Die eaf auf dem DEKT 2015« 8
»Wissenschaftlicher Beirat der eaf« 10
»Die eaf Thüringen im Interview« 11

Prägungen durch den Kontext, in dem Familien leben. Sie sind oft in Relation zu sehen mit so grundlegenden Faktoren wie Bildung und ökonomischer Status.

Zu bedenken ist zudem, dass sich das Verhältnis von Ehe und Familie gewandelt hat. So hat der Anteil nichtehelich geborener Kinder seit Mitte der 1960er Jahre in Ost wie West stetig zugenommen: „36 Prozent der Erstgeborenen im früheren Bundesgebiet und 74 Prozent der Erstgeborenen in den neuen Ländern hatten 2010 nicht verheiratete Eltern“[2]. Zwar entschließt sich ein erheblicher Teil der Eltern nachträglich zu einer Heirat und insgesamt gilt, dass die Mehrheit aller minderjährigen Kinder bei verheirateten und überwiegend auch leiblichen Eltern aufwächst.
Aber in der Summe bleibt doch festzuhalten, dass die früher übliche Rede von der „Normalfamilie“ zunehmend schwieriger wird und so nicht mehr haltbar ist. Das gilt für Ostdeutschland stärker als für Westdeutschland, unterscheidet sich aber von der Tendenz her nicht fundamental.

Familie wahrzunehmen, heißt also mindestens Ehepaarfamilien, nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern und Alleinerziehende in den Blick zu nehmen, um nur die größten Kategorien zu nennen. Hinzu kommt eine kleine, aber zunehmende Zahl von Familien mit gleichgeschlechtlichen Partnerinnen und Partnern. Sie alle eint, dass hier Generationen und Geschlechter in persönlichen und fürsorgenden Beziehungen miteinander verbunden sind, wobei gegenwärtig der Emotionalität ein hoher Stellenwert zukommt.
Allerdings beschränkt sich Familie nicht darauf, wie beispielsweise die in der Familie erbrachten Betreuungs- und Pflegeleistungen zeigen. Ein wesentliches Merkmal von Familie, auch in Unterscheidung zu anderen Gruppen, ist also ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis der Mitglieder untereinander. Es äußert sich in einer spezifischen Rollenstruktur, die so nur in Familien anzutreffen und mit dem Gedanken der Beständigkeit verbunden ist. Eine Partnerschaft ist auflösbar, das Eltern-Kind-Verhältnis letztlich nicht. Es kann seine Form verändern, es kann im schlimmsten Fall ignoriert werden, aber auflösen lässt es sich nicht.

Es ist wohl vor allem diese besondere Form der Beziehung, die sich mit Familie verbindet und ihr zu solch großer Bedeutung für Menschen aller Altersgruppen verhilft. Hier liegt trotz aller Veränderungen im familialen Bereich ein Kontinuum, das wahrzunehmen und zu würdigen ist. Familie hat für heutige Menschen einen hohen Stellenwert. Diese Wertschätzung bezieht sich nicht auf ein Ideal, sondern auf die vorfindliche Familie, und zwar in all ihren unterschiedlichen Ausprägungen.

Theologisch ist das von großem Interesse, lässt sich doch damit eine Verbindung zur biblisch-theologischen Tradition aufbauen.[3] Auch dort spielt die familiale Einbettung des einzelnen Menschen eine große Rolle, auch wenn Familie anders verstanden wurde, wie der Begriff „Haus“ zeigt. Interessant ist dabei nun, dass hier nicht nur von einer bestimmten Form die Rede ist. Schon deshalb sollte man sich hüten, eine bestimmte Konstellation einer dem „Willen Gottes“ gleichzusetzenden Form für theologisch geboten zu erklären. Im Neuen

FAMILIENBILDUNG DURCH	ELTERN-FAMILIEN			EIN-ELTERN-FAMILIEN	
	Formale Eheschließung	Nichteheliche Lebensgemeinschaft	Homosexuelle Paare	Mutter-Familien	Vater-Familien
Geburt	X	X	(X)[1]	X	
Adoption	X		(X)[2]	X	X
Scheidung / Trennung		X	X	X	X
Verwitwung		X	X	X	X
Wiederheirat	X				
Pflegschaftsverhältnis	X				

(X)[1] nur durch medizinische Reproduktion im Ausland möglich; (X)[2] gilt nur in Bezug auf die Kinder des Partners/der Partnerin

[1] Vgl. Rosemarie Nave-Herz, Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung, Darmstadt 2012, 16.

[2] Rüdiger Peuckert, Familienformen im sozialen Wandel, Wiesbaden 2012, 19.

3 Vgl. Michael Domsgen, Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie, Leipzig 2006.

Testament wird das dahingehend noch einmal unterstrichen, als neben die familienstützenden Aussagen solche treten, die dazu aufrufen, das Zusammenleben in der Hausgemeinschaft angesichts des nahenden Gottesreiches aufzugeben.

Familientheoretisch interessant ist, dass im Alten Testament die Beziehung Gottes zu seinem Volk vornehmlich in Metaphern formuliert wird, die aus dem familialen Bereich stammen. Menschliche Erfahrungen von Liebe und Treue dienen als Verstehenshorizont für die Gottesbeziehung – nicht umgekehrt. Auch Jesus spricht von Gott als „Vater". Das familiale Zusammenleben wird also seiner Funktion nach in den Blick genommen. Die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern besitzen eine hohe theologische Relevanz, insofern sie als Beschreibungsmuster der Gottesbeziehung dienen.

Die Beziehung zwischen Gott und Mensch kann durch den Rückgriff auf Kategorien aus dem familialen Bereich nachvollziehbar und anschaulich werden. Der Zusammenhang zwischen der Beschreibung des „himmlischen Vaters" und den Erfahrungen mit den „irdischen Vätern und Müttern" lässt sich auch religionspsychologisch aufzeigen. Die Prägung des familialen Zusammenlebens hat einen entscheidenden Einfluss auf das Verständnis Gottes und die Profilierung des eigenen Glaubens. Dabei geht es nicht nur um explizit religiöse Prägungen, sondern auch um die Entwicklung eines positiven Selbstwertgefühls.[4] Die Selbstwerdung des Menschen hat also unmittelbare Auswirkungen auf die Gestaltung der Gottesbeziehung.

Beides ist nicht voneinander zu trennen, sondern muss aufeinander bezogen werden. Dass Menschen in gelingenden Beziehungen aufwachsen, ist kein Nebenthema, sondern gehört zum kirchlichen Kerngeschäft. Das Evangelium ist nicht in einem Sonderbereich zu kommunizieren, sondern in den alltäglichen Kommunikationen. Schon deshalb sollte der Familie besondere Aufmerksamkeit zuteilwerden. Daraus ergibt sich ein weiterer Aspekt, der in der Suche nach Antworten auf die hier gestellte Frage zu berücksichtigen ist.

FAMILIE BRAUCHT EINE KIRCHE, DIE SIE IM *DOING FAMILY* UNTERSTÜTZT UND DORT DIE BEDEUTUNG DER KOMMUNIKATION DES EVANGELIUMS DEUTLICH MACHT.

Dass Familie heute *Kirche* nicht per se braucht, ist eine Erkenntnis, die die Kirchen in den letzten Jahrzehnten auf schmerzliche Weise gewinnen mussten. Es gibt heute keine Notwendigkeit mehr, kirchliche Angebote wahrzunehmen und sich in der eigenen Lebensgestaltung auf deren Begleitung einzulassen. Zum großen Teil liegt das daran, dass in der Öffentlichkeit diesbezüglich keine Vorgaben mehr gemacht werden und Traditionen, die hier strukturierend wirken, an Bedeutung verloren haben. Das ist regional unterschiedlich stark ausgeprägt, betrifft aber letztlich Deutschland insgesamt.

Dabei haben sich die „Machtverhältnisse" in den letzten Jahrzehnten geradezu umgekehrt: Waren früher die Kirchen tonangebend, indem sie Normen aufstellten, denen Familien zu folgen hatten, so sind nun de facto die Familien diejenigen, die darüber entscheiden, was sie von dem aufnehmen und beherzigen wollen, was die Kirchen anbieten und verkünden.

Die Gründe dafür sind vielfältig. Neben gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen, die u. a. mit den Schlagworten der Individualisierung, Pluralisierung und Deinstitutionalisierung beschrieben werden können, ist zu bedenken, dass Familien relativ autonom agieren. Sie werden zwar maßgeblich von den sie umgebenden Umwelten geprägt, entscheiden aber selbst darüber, welche Impulse sie davon aufnehmen und welche nicht. Entscheidend dafür ist neben alltagspragmatischen Gründen die familiale Binnenlogik.

Familien existieren nicht einfach, sondern leben „als permanente Herstellungsleistung der beteiligten privaten und öffentlichen Akteure"[5]. *Doing Family* heißt das dafür geprägte Schlagwort. Familie als System ist „selbst Akteur mit eigenen Ressourcen, Handlungs- und Innovationspotenzialen an den Schnittstellen zwischen Privatheit und verschiedenen Öffentlichkeiten, d.h. dem Institutionsgeflecht zwischen Betreuungs- und Bildungs- und wohlfahrtsstaatlichen Institutionen, Erwerbsarbeit, den Institutionen der Kinder-,

[4] Bernhard Grom, Religionspsychologie, München 2007, 170.

[5] Katrin Jurczyk, Familienzeit – knappe Zeit? Rhetorik und Realitäten, in: Martina Heitkötter, Karin Jurczyk, Andreas Lange, Uta Meier-Gräwe (Hg.), Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien, Opladen, Farmington Hills, MI 2009, 37–66, 49.

Jugend- und Familienhilfe sowie sozialem Nahbereich und Nachbarschaft“.[6] Ein wesentliches Kriterium im *Doing Family* hinsichtlich außerfamilialer Angebote ist der Unterstützungsfaktor. Die Wahrscheinlichkeit zur Aufnahme außerfamilialer Impulse steigt, wenn sie als unterstützend oder entlastend wahrgenommen werden. Das gilt vor allem für die Herstellung individueller und gemeinsamer Zeit, wobei sich hier die Bedürfnislagen von Familien fundamental unterscheiden können.

Soll die Kirche für Familien zu einem relevanten Umfeld werden, dem zunächst einmal Beachtung geschenkt wird und dessen Angebote wahrgenommen und vielleicht sogar genutzt werden, muss sie sich als bedeutsam erweisen für das *Doing Family*.
Theologisch braucht eine solche Perspektive nicht zu erschrecken. Es geht hier nicht um ein sich Anbiedern oder eine Funktionalisierung des Glaubens. Vielmehr eröffnet sich eine Perspektive, die bereits in der Kommunikationspraxis Jesu zu beobachten ist. Christian Grethlein verweist darauf, dass Jesus drei verschiedene Kommunikationsmodi verwendete, um seinen Mitmenschen den Anbruch der Gottesherrschaft zu plausibilisieren. Er sprach mit den Menschen und veränderte so deren Einstellungen und Verhalten: Insofern handelt es sich um Lehr- und Lernprozesse. Zum zweiten aß und trank er mit den Menschen und wandte sich besonders auch denjenigen am Rand der Gesellschaft zu. Im gemeinschaftlichen Feiern wurde so die Nähe der Gottesherrschaft Ereignis. Schließlich heilte er Menschen und befreite sie so von ihren Verstrickungen in Krankheit und Ausgrenzung. Lehren und Lernen, gemeinschaftliches Feiern sowie Hilfen zum Leben[7] sind die drei grundlegenden Kommunikationsmodi.

Interessant dabei ist, dass dies keine spezifisch christlichen Tätigkeiten sind - Menschen lernen, feiern und helfen auch sonst. Besonders am Wirken Jesu ist, dass er in dem, was Menschen auch sonst tun, die Erfahrung der Nähe der Gottesherrschaft eröffnete. Im Verbund der Kommunikationsformen von Lernen, Feiern und Helfen kann nun etwas vom wirkenden Handeln Gottes deutlich werden. Die Kommunikation des Evangeliums passiert nicht losgelöst von sonstigen Kommunikationsprozessen, sondern ist in sie eingebettet.
Für eine kirchliche Familienarbeit hat eine solche Grundlegung unmittelbare Folgen: Sie verdeutlicht, dass es beim *Doing Family* praktisch keinen Bereich gibt, den kirchliche Familienarbeit nicht in den Blick nehmen müsste. Hinsichtlich der Handlungsorientierung ergibt sich hier eine Unterscheidung, über die im Folgenden nachgedacht werden soll.

FAMILIE BRAUCHT EINE KIRCHE, DIE IHRE FAMILIENARBEIT BEWUSST IM SPEKTRUM VON GEMEINWESEN- UND GEMEINDEORIENTIERUNG VERANKERT UND DIES NICHT EINSEITIG AUFLÖST, SONDERN VOM GRUNDSATZ HER AUFEINANDER BEZIEHT.

Damit Familie und Kirche zusammenkommen, muss familienbezogene Arbeit klar profiliert werden. Dabei ist im Blick zu behalten, dass Familie und Kirche als soziale Systeme nicht per se aufeinander bezogen sind, sondern ihr Passungsverhältnis immer wieder neu zu erarbeiten und zu gestalten ist. Sollen Familie und Kirche zusammenkommen, dann kann das zum einen stärker mit Blick auf die Familien und ihre allgemeinen Bedürfnisse erfolgen. Begründet wäre das im öffentlichen Auftrag der Kirche für das Gemeinwesen und der damit gegebenen Verantwortung für ein gelingendes Aufwachsen und Dasein aller Menschen. Stichwortartig ließe sich das mit den Leitbegriffen der *Persönlichkeitsentwicklung und Gemeinwesenorientierung* bezeichnen.

Zum anderen kann sich der Blick aber auch stärker auf die Gemeinden richten mit ihren speziellen Anliegen, den christlichen Glaubens im Generationenzusammenhang weiter zu geben und die christliche Gemeinde weiter zu entwickeln. Begrifflich wäre das unter dem Stichwort der Gemeindeorientierung zu fassen.[8]

Beide Schwerpunktsetzungen lassen sich theologisch und pädagogisch gut begründen. Sie hängen miteinander zusammen, können nicht voneinander getrennt werden und bedingen sich wechselseitig.
Gemeinwesenorientierte Familienarbeit wird Angebo-

[6] Ebd.

[7] Vgl. Christian Grethlein, Praktische Theologie, Berlin, Boston 2012, 163-167.

[8] Michael Domsgen, Matthias Spenn (Hg.), Kirche und Familie. Perspektiven für die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland, Leipzig 2012, 45f.

te unterbreiten, die vorrangig der Logik der Familien folgen, z. B. Unterstützungsangebote bei Bildungs-, Erziehungs-, Betreuungsaufgaben oder Angebote zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Der Zielpunkt liegt dann vorrangig darin, erzieherische Kompetenz zu stärken und familiales Miteinander positiv zu gestalten und zu beeinflussen. Im Zentrum steht hier das Wechselspiel von Gemeinschaftlichkeit und Individualität, das immer wieder neu auszutarieren ist sowie die Prägung des Umfeldes, in dem Familie agiert.
Gemeindeorientierte Familienarbeit bezieht sich stärker auf die Gemeinde und deren Logik. Im Blickpunkt steht hier stärker, die religiöse Kompetenz zu fördern und den christlichen Glauben als familienstützendes Element deutlich werden zu lassen, z. B. durch familienbezogene Gottesdienstformen, Kasualien oder Familienfreizeiten.

Beide Perspektiven haben ihr Recht und dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Sie können durchaus zusammenfallen, müssen es aber nicht. Entscheidend jedoch ist, dass die sich daraus ergebene Spannung nicht einseitig aufgelöst wird. Die skizzierten Pole der Gemeinwesen- und Gemeindeorientierung gehören letztlich zusammen.
Ganz praktisch heißt das, dass Kirche Angebote bereitzuhalten hat, die Familien sowohl im *Doing Family* wie auch im *Doing Religion* unterstützen und beides auch konstitutiv aufeinander beziehen können. So wie Familie nicht einfach existiert, sondern hergestellt werden muss, so ist auch die Gestalt religiöser Praxis nicht einfach da, sondern muss entsprechend der gegebenen Voraussetzungen entwickelt werden.

Familie gilt heute vor allem als emotionaler Binnenraum. Das ist Fluch und Segen zugleich. Familien brauchen deshalb einerseits Hilfen zur Bewältigung dieser Aufgabe und andererseits auch Angebote, die diese Emotionalisierung versachlichen, indem der Blick auf größere Zusammenhänge gelenkt wird. Dadurch könnte das gerade in vielen Gemeinden vorherrschende Bild der „heilen Familie“ in ein realistisches Licht gerückt werden. Dadurch können Familien zugleich Impulse dafür erhalten, die eigenen Potenziale, aber auch die eigenen Begrenzungen wahrzunehmen und zu gestalten. *Doing Family* und *Doing Religion* sind aufeinander zu beziehen und können sich gegenseitig befruchten. Das allerdings ist nur dann der Fall, wenn Kirche bereit ist, die religiösen Impulse auf die einzelnen Familien zuzuschneiden. Die Pluralität der familialen Lebensformen und individuellen Lebensläufe führt letztlich zwangsläufig zu einer stärkeren Vielfalt religiöser Ausdrucksformen und Gestaltungen.

Die Kirchen haben dies momentan noch nicht ausreichend im Blick, weil die sich dort versammelte Klientel nur einen kleinen Teil des Milieu-Gesamtspektrums abbildet. Die dort dominierende Form religiöser Praxis ist in eine kulturelle Form gekleidet, die für diejenigen, die nicht die entsprechenden habituellen Voraussetzungen mitbringen, kaum anschlussfähig ist. Die Kommunikation des Evangeliums in den Kirchen hat ein spezifisches Profil. Es ist vor allem für diejenigen anschlussfähig, denen Kontinuität wichtig ist und die bereit sind, sich in vorgegebene Formen einzufügen. So ist es auch kein Zufall, dass Menschen, die in traditionell ausgerichteten Familienformen leben, in den Kirchen überrepräsentiert sind. Auf sie ist kirchliche Arbeit vor Ort in der Regel schwerpunktmäßig ausgerichtet. Dies führt dazu, dass eine sozialdiakonisch ausgerichtete Familienarbeit kaum in den Gemeinden vor Ort verankert und oft nur schwer plausibilisierbar ist. Kirche ist dann schnell der Meinung, nichts davon zu haben. Daraus ergibt sich eine weitere, sehr grundlegende Antwortfacette.

FAMILIE BRAUCHT EINE KIRCHE, DIE WEISS, WARUM SIE FAMILIE BRAUCHT: NICHT ZUR BESTANDSSICHERUNG, SONDERN UM VERSTEHEN ZU KÖNNEN, WIE MENSCHEN HEUTE IHR LEBEN LEBEN UND UM DORT DAS EVANGELIUM KOMMUNIZIEREN ZU KÖNNEN.

Wer der evangelischen Kirche angehört, steht zumeist in einer familiären Traditionslinie. Das gilt auch dann, wenn diese Tradition eher nebensächlich und Kirchlichkeit nicht zentral ist. Dabei scheint ein Abweichen vom traditionellen Familienbild Kirchlichkeit zu erschweren. Verheiratete Eltern mit mehreren Kindern messen kirchlichen Angeboten mehr Bedeutung zu als Alleinerziehende oder nichteheliche Lebensgemeinschaften mit einem Kind. In gewisser Weise fallen diese Familien jenseits des (zumindest für Westdeutschland weitgehend noch anzutreffenden) „Normalmodells“ aus dem primären Fokus kirchlicher Angebote heraus.
Vergleichbares gilt auch für Familien, die weniger bildungsaffin sind und sozioökonomisch am Rand stehen. Einerseits liegt das daran, dass die unterschiedlichen Familienkonstellationen nicht gleichermaßen vom Nut-

zen solcher kirchlichen Angebote profitieren. Andererseits bestehen auch womöglich Zugangsbarrieren, die manchen Familien es schwer machen, auf Angebote zuzugehen.

Vor dem Hintergrund steigender Austritts- und sinkender Mitgliedszahlen haben viele Kirchen erkannt, dass sie sich verstärkt den Familien zuwenden müssen. Das ist an sich durchaus erfreulich, steht allerdings nicht selten in der Gefahr, Familien zu funktionalisieren. Man wendet sich ihnen zu, um sie für die Gemeinde zu gewinnen. Das kann erfolgreich sein, wenn die familiale Binnenlogik in der gemeindlichen Logik aufgeht. Das kann aber auch hoch problematisch sein, wenn Familien bewusst wird, dass es hier nicht primär um sie und ihre Belange geht, sondern gemeindliche Interessen im Zentrum stehen.

Kirchlichkeit trägt in Deutschland sehr institutionelle Züge und ist deshalb mit Elementen des „Vorgegebenen" und „Dauerhaften"[9] verwoben. Damit wird primär eine Form der Religiosität beschrieben, die auf Langfristigkeit angelegt ist und damit generationenübergreifend verstanden werden kann. Das macht sie in besonderer Weise anschlussfähig für bestimmte Familienkonstellationen und trägt in sich zugleich ein kontrastierendes Moment anderen Konstellationen gegenüber, die sich teilweise weniger im Gestern und Morgen als vielmehr im Hier und Jetzt verorten und bei denen dann Kontinuitäten eine geringere Rolle spielen.
Weiter erhellend ist zudem ein Blick auf die Auswirkungen von Armut und Benachteiligung. Katherine Bird und Wolfgang Hübner nennen sechs Kategorien der Armutserfahrung[10], die einerseits zeigen, wie disparat das Feld ist und andererseits deutlich machen, dass von Armut betroffene oder bedrohte Familien in eine Lebenslage der gestörten Selbstwirksamkeit geraten können. Dies kann dazu führen, dass Eltern nicht mehr daran glauben, dass ihr Handeln etwas bewirken könnte und dass ihr Erziehunghandeln stark beeinträchtigt ist; sogar bis dahin, dass Erziehung nahezu gar nicht mehr stattfindet.

Familien mit diesen Problemlagen stehen oft nicht im Fokus kirchengemeindlicher Arbeit; es gibt in der Regel kaum ein Programm, das auf sie ausgerichtet ist. Einen Kontakt mit ihnen kann nur herstellen, wer bereit ist, sich ihnen persönlich und längerfristig zuzuwenden. Und eine „wertschätzende lokale Vernetzung" muss hinzukommen, „wo jeder die Aufgaben, Stärken und Grenzen der anderen kennt und respektiert"[11].

Bereits diese wenigen Hinweise machen deutlich, dass das nur im *Sich-Einlassen auf die konkreten Herausforderungen der einzelnen Familien* möglich ist und zudem nach einer Vernetzung verlangt. Das gilt auch und gerade für die kirchliche Arbeit.
Überdies wird auch schnell deutlich, dass die zu recht wichtige Unterstützung von Erziehungsverpflichtungen teilweise den Blick auf die auch gravierenden Problem durch Pflegebedürftigkeit verdeckt: Bisweilen ist das Koordinierungsproblem für Pflegepersonen in der Familie noch schwieriger und belastender, weil es hier immer noch - deutlich stärker als in Bezug auf Erziehungsherausforderungen - an hinlänglicher staatlicher Unterstützung mangelt.[12]

Wer sich also auf die Herausforderungen in den Familien einlässt, bekommt in neuer Weise den Blick dafür geöffnet, wie Menschen heute ihr Leben leben, wo Potenziale, aber auch Herausforderungen liegen und wo handfeste Probleme zu bewältigen sind. Familien wahrzunehmen heißt, den einzelnen Menschen in seiner familialen Einbettung und damit Gestaltung von für ihn sehr bedeutsamen Beziehungen zu sehen. Zudem wird deutlich, dass es eine wachsende Zahl von Menschen gibt, die für sich selbst die Gründung einer eigenen Familie nicht mehr ins Auge fassen.

[9] Holger Ludwig, Von der Institution zur Organisation. Eine grundbegriffliche Untersuchung zur Beschreibung der Sozialgestalt der Kirche in der neueren evangelischen Ekklesiologie, Leipzig 2010, 13.

[10] Katherine Bird, Wolfgang Hübner, Handbuch der Eltern-und Familienbildung mit Familien in benachteiligten Lebenslagen, Opladen, Berlin, Toronto 2013, 54. Sie nennen: 1. Gestörte Selbstwirksamkeit; 2. Genussvolles Konsumieren; 3. In den Tag hinein leben; 4. Ausgebrannt und überarbeitet; 5. Souveräne Bewältigung; 6. Gemachte Fremdheit.

[11] Vgl. a.a.O., 127.

[12] Vgl. Andreas Mayert, Mit gutem Beispiel vorangehen: familienfreundliche Arbeitsbedingungen in evangelischen Einrichtungen, in: forum erwachsenenbildung 1/15, 38f., 38.

Kirche sollte also Familie um ihrer selbst willen in den Blick nehmen. Familie darf nicht lediglich als Anknüpfungspunkt auf dem Weg zur kirchlichen Gemeinschaft im Sinne heutiger institutioneller Verfasstheit verstanden werden. Vielmehr sollte es darum gehen, offen zu sein für neue christliche Sozialformen. Hier ließe sich von Familie viel lernen. Christentumsgeschichtlich ist daran zu erinnern, dass vor allem in den ersten Jahrhunderten dem Beisammensein in den „Häusern" – hier vor allem den gemeinsamen Mahlfeiern – eine große Bedeutung zukam. Interessant dabei ist, dass dies Sättigungsmahlzeiten waren, dass also die Befriedigung elementarer menschlicher Bedürfnisse und die Erfahrung der anbrechenden Gottesherrschaft zusammenfielen. Übersetzt in heutige institutionelle Prägungen ließe sich sagen: Diakonie und Kirche sind hier eins.[13]

„Die Familie braucht Hilfe, aber es ist schwer, ihr zu helfen."[14] So hat es Franz-Xaver Kaufmann in pointierter Weise formuliert und damit daran erinnert, dass in ein Familiensystem nicht direkt eingegriffen werden kann. Das gilt auch, wenn die edelsten Absichten dahinter stehen - Familie agiert relativ autonom. Auch dann, wenn Angebote unterstützend profiliert werden, gibt es keine Garantie dafür, dass sie auch wirklich genutzt werden. Insofern ist Familienarbeit immer auch riskante Arbeit. Sie muss sich dem Risiko der Ergebnisoffenheit aussetzen.

Anknüpfend an die eingangs skizzierte Perspektive: Wer danach fragt, welche Kirche Familie braucht, kann viel für das Kirchesein lernen, weil man dabei viel über das Menschsein heute lernt. (Das Ganze könnte noch plastischer werden, wenn man die familialen Ausgangslagen im Einzelnen genauer betrachtet, was der hier vorgegebene Rahmen nicht zulässt. Doch auch so wird deutlich, dass Familie und Kirche aufs engste aufeinander zu beziehen sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die damit gesetzte Perspektive zukünftig deutlich mehr Gewicht gewinnen müssen. ■

Prof. Dr. Michael Domsgen hielt diesen Vortrag am 15. Juni 2015 auf der Bundeskonferenz des Forums Familienbildung der eaf in Leipzig. Er lehrt an der Theologischen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg; Email: michael.domsgen@theologie.uni-halle.de.

[13] Vgl. Christian Grethlein, Abendmahl feiern in Geschichte, Gegenwart und Zukunft, Leipzig 2015, 260.

[14] Franz-Xaver Kaufmann, Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen, München 1995, 164.

FLÜCHTLINGE - AUCH EINE FAMILIENPOLITISCHE HERAUSFORDERUNG!

Jahrestagung der eaf 2015, 16./17. September 2015 in Frankfurt/Main

Für 2015 prognostiziert das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 450.000 Asylanträge. Wahrscheinlich werden es noch mehr...
Wo und wie finden die Geschichten der Flüchtlinge und Asylsuchenden Gehör? Welche Akteure in den Bundesländern und Landeskirchen arbeiten mit Flüchtlingen? Wie und wo werden familiäre Zusammenhänge berücksichtigt? Welche Aktionen vor Ort sind nachahmenswert und hilfreich? Welche Fragen stellen sich, wenn Institutionen, Freiwillige und die Zivilgesellschaft bestmöglich mit den Neuankömmlingen umgehen möchten? Welche (kirchen-)politischen Forderungen der eaf ergeben sich daraus? Die eaf diskutiert diese und weitere Fragen mit Fachleuten.

Tagungsort: Sportschule und Bildungsstätte des Landessportbundes Hessen e.V.
Weitere Informationen: www.eaf-bund.de/de/verband/kalender; Anmeldung an: wolter@eaf-bund.de

AUS DEM VERBAND

KEIN STREIT UM DIE FAMILIE!

Die eaf auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag

Mit viel Einsatz hat sich die eaf am 5. und 6. Juni 2015 beim DEKT in Stuttgart intensiv beim „Streit um die Familie“ eingemischt. Die Podienreihe mit diesem lebhaften Titel versprach einen kontroversen Austausch, hielt allerdings sein Versprechen zumindest in dieser Hinsicht nicht: Die Diskutanten waren sich – mit dem Publikum! – im Gegenteil ganz überwiegend einig, dass Familie bunt, vielfältig und von einer sehr wandelbaren und anpassungsfähigen Wesensart ist, über die – zumindest in Kirchentagskreisen – gar nicht mehr so trefflich, wie noch vor wenigen Jahren, zu streiten ist.

So sah sich die Bundesgeschäftsführerin der eaf, **Dr. Insa Schöningh**, einem großen Konsens gegenüber, als sie das „eaf-Familienbild“ dem Publikum und Podium präsentierte, denn sie konnte klar den Podiumstitel bestätigen: „(Streit um die) Familie ist auch nicht mehr das, was es mal war“. (Das Hauptreferat zum Evangelischen Familienbild im Wandel hielt der Ratsvorsitzende Bischof Heinrich Bedford-Strom und sprach engagiert über die Aussagen der Orientierungshilfe der EKD „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken“.)

Die drei Podiumsveranstaltungen vermittelten insgesamt den Eindruck, dass der Streit um das Evangelische Familienbild weitgehend abgeflaut ist: Unter den jeweils etwa 300 bis 400 Zuhörer/innen der drei Veranstaltungen rund um die Thematik erhob niemand Einspruch beispielsweise gegen die Anerkennung eines schwulen oder lesbischen Paars mit Kindern als Familie.

Auf dem Podium erläuterte Insa Schöningh in ihrem Statement das von der eaf seit vielen Jahren vertretene Familienbild, das breit alle Formen von Familie erfasst und vor allem den inneren Zusammenhalt ins Zentrum stellt. Dabei ist auch die ältere Generation deutlich im Blick, denn so Insa Schöningh: „Selbst, wenn es keine Kinder gibt, Eltern haben alle!“ und führt im Folgenden u. a. aus:

„Familie ist in erster Linie durch Verlässlichkeit, Verbindlichkeit und Verantwortung gekennzeichnet. Und auch die Jugend empfindet dies so und fühlt sich in der bunten Vielfalt der heutigen Familienformen wohl: Was zählt, ist nicht die äußere Form, sondern der Inhalt. Außer den drei V - Verlässlichkeit, Verbindlichkeit, Verantwortung - gehört noch Einiges mehr dazu: Geborgenheit, Vertrautheit, Liebe, manchmal auch Streit – jede/r kann diese Liste sicherlich ergänzen.

Jugendlichen ist Familie überaus wichtig (76 %), damit ist sowohl die Herkunftsfamilie, als auch eine spätere eigene gemeint. Sie sind in der großen Mehrheit mit der Erziehung durch ihre Eltern einverstanden und wollen es später genauso machen (75 %). Das Verhältnis der Generationen untereinander ist viel besser als sein Ruf: Ein gutes Verhältnis zu Eltern und Großeltern haben die allermeisten Jugendlichen (90 %).”

Insa Schöningh warf aber auch einen Blick auf die oft wenig benannten Schattenseiten des Familienlebens, die ein Zusammenleben stark belasten und es manchmal zerstören können:
„Für manche Menschen hat Familie allerdings auch eine sehr belastende Seite, weil für sie Bedrohung und Gewalt zum Familienalltag gehören. Das gilt insbesondere für Kinder und Frauen. Ich möchte das hier ausdrücklich erwähnen, weil es meistens verschwiegen und weggelassen wird. Auch wenn es der hohen Zustimmung unter Jugendlichen und dem idealisierten Bild von Familie, dass die meisten von uns vor Augen haben, widerspricht, sieht doch die Realität anders aus: Jede vierte Frau zwischen 16 und 85 Jahren hat ein- oder mehrmals in ihrem Leben Gewalt durch einen Beziehungspartner erlebt. Aber auch Männer berichten von Gewalt durch ihre Partnerinnen.

Gewalt gegen Kinder ist zwar rückläufig, aber 50 Prozent der Eltern bestrafen ihre Kinder noch immer mit einem Klaps auf den Po oder mit einer Ohrfeige; 4 Prozent geben sogar an, ihre Kinder richtig zu verprügeln. Angesichts dieser inzwischen zum Glück nicht

mehr allgemein akzeptierten Erziehungsmethoden kann man davon ausgehen, dass es einige mehr sind, die es nur nicht offen zugeben. Das sind erschreckend viele Eltern, denn Kinder haben das Recht auf gewaltfreie Erziehung. Kinder, die selbst Gewalt erleben und solche, die Gewalt gegenüber einem Elternteil miterleben, zeigen übrigens dieselben Belastungen und Symptome."

Das **Forum Familienbildung** der eaf war an einem gemeinsamen Stand mit der Evangelischen Landesarbeitsgemeinschaft der Familien-Bildungsstätten in Württemberg (LEF) auf dem Markt der Möglichkeiten. Auch hier wurden Fragen zum Familienbild gestellt und im Gespräch mit Stand-Gästen gab es zustimmende Rückmeldungen dazu, dass die eaf und mit ihr das Forum Familienbildung ein weites Familienbild vertritt.

Bilder: eaf

Während die Debatte um Anerkennung der unterschiedlichen familiaren Lebensformen deutlich an Vehemenz nachgelassen hat, blieb die Diskussion auf dem Kirchentag im Themenfeld der Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit energisch und fordernd! Die Präsidentin der eaf, **Christel Riemann-Hanewinckel**, plädierte als Teilnehmerin einer Podiumsdiskussion zur Dauerfrage Vereinbarkeit (mit dem hoffnungsvollen Unterton im Titel „Und es geht doch! Vereinbarkeit macht Karriere") für einen größeren Einsatz der Gesellschaft, aber auch der Firmen für mehr Unterstützung für Familien: durch veränderte Betrachtung und neuen Umgang mit der „Familienarbeit" bzw. der „Familienzeit"!

Dass dies vereinzelt schon gelingend geschieht, berichteten zwei Firmen auf dem Podium: Erforderlich sind Beratung und Kooperation mit anderen Unternehmen sowie mit der jeweiligen Kommune, den Trägern von Kitas, Horten und Ganztagsschulen. Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, die Pflegearbeit in ihrer Familie leisten, benötigen gute Beratung und Unterstützung – beispielsweise durch unterschiedliche breit gefächerte Arbeitsmodelle.

Im Bereich der Kinderbetreuung geht es dabei nicht allein um die Bereitstellung und die Qualität unterschiedlicher Angebote, sondern auch um neue Formate: Kitas mit Öffnungszeiten von 6.00 bis 22.00 Uhr für Eltern, die in Schichten arbeiten oder die Einführung flexibler Abholzeiten, wenn betriebliche Belange das erfordern, auch mit der Möglichkeit der Übernachtung für die Kinder.

Natürlich kostet dies den Staat und die Unternehmen Geld, doch sie profitieren – wie die Präsidentin der eaf ausführte - auch von Eltern, die beide ihren Beschäftigungswunsch verwirklichen können und sich nicht allein gelassen sehen mit der Herausforderung der Kinderbetreuung: "Sie sind nicht nur zufriedener aufgrund der Entlastung, sondern auch – so belegen Studien – motivierter und leistungsfreudiger, wenn sie sich bei der Organisation der Kinderbetreuung unterstützt sehen: Vorausgesetzt, sie wissen ihre Kinder nicht nur gut „aufgehoben", sondern sie können auch von der Qualität der Kita überzeugt sein! (...)
Besonders wichtig ist die Perspektive der Kinder: Zum einen haben sie von Betreuungssorgen entlastete und damit zufriedenere Eltern. Zum anderen profitieren sie umfänglich von guten Kitas bei ihrer Entwicklung und Bildung: durch das Spielen, Lernen, Erfahrungen machen mit anderen Kindern – Erlebnisse anderer Art als in einer oft geschwisterlosen Kleinfamilie beim Denken, Fühlen, Glauben und Handeln..."

Ebenfalls im Themenfeld von Familie und Arbeit hielt

Prof. Dr. Ute Gerhard, Ehrenpräsidentin der eaf, im Zentrum Gender auf der Veranstaltung „Arbeitszeit + Familienzeit = Lebenszeit“ einen Vortrag über den ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung und diskutierte anschließend intensiv mit den Podiumsgästen Martin Dulig (stv. Ministerpräsident Sachsens), Martin Rosowski (Ev. Männerarbeit), Sofie Geisel (Netzwerk Erfolgsfaktor Familie) und Stefan Gryglewski (Personalleiter Trumpf GmbH) über neue Ansätze von Unternehmen, die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familie erleichtern sollen.

Resümee: Die eaf – gut aufgestellt mit ihren Positionen und einem erfreulichen Feedback auf dem DEKT! ■

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT DER eaf

Vorstellung der Mitglieder[1]

PROF. DR. URSULA RUST

ist **Vorsitzende des Beirats** der eaf.

Sie studierte von 1974 bis 1980 Rechtswissenschaft im ersten Jahrgang der einstufigen Juristenausbildung in Hamburg (1981 Graduiertenförderung, 1990 Promotion).

Von 1982 bis 1988 arbeitete sie in der Senatskanzlei Hamburg bei der „Leitstelle Gleichstellung der Frau“ als Wissenschaftliche Referentin für den Bereich „Frau im Arbeitsleben“. Im Jahr 1984 erhielt sie ein zweimonatiges Stipendium des German Marshall Funds für die Tätigkeit in staatlichen Institutionen in Washington und New York zum Bereich der Geschlechtergleichbehandlung im Erwerbsleben.

Von 1989 bis 1992 war sie Regierungsdirektorin bei der Frauenministerin des Landes Schleswig-Holstein mit den Schwerpunkten Grundsatzfragen der Frauenpolitik, Wirtschaftsförderung, Europa-, Arbeits- und Sozialrecht sowie Kabinetts- und Landtagsverbindungsreferentin.

Seit Juli 1992 ist Ursula Rust Professorin am juristischen Fachbereich der Universität Bremen für das „Recht der Geschlechterbeziehungen“ bzw. mit der 2001 veränderten Denomination „Gender Law, Arbeitsrecht, Sozialrecht“. Im Anschluss an Mutterschutz/Erziehungsurlaub (1996/97) arbeitete sie 1998/99 Teilzeit (jeweils mit Vertretungsprofessur am Fachbereich).

Sie war nach Einrichtung der wissenschaftlichen Einheit „Arbeitsrecht/Sozialrecht/Recht der Geschlechterbeziehungen“ im Juli 1995 deren Sprecherin und ist seit 2002 Leiterin des bigas (Bremer Institut für Gender-, Arbeits- und Sozialrecht). Sie hat den Vorsitz des Promotionsausschusses (Dr. jur.) inne, ist Vertreterin des Fachbereichs 6 in der Bereichsforschungskommission Sozial- und Geisteswissenschaften und Mitglied der Kommission für wissenschaftliches Fehlverhalten.

GERDA HOLZ

arbeitet bereits seit vielen Jahren ehrenamtlich bei der eaf als Mitglied des Fachausschusses 1 „Sozialpolitik und Recht“.

Sie ist grad. Sozialarbeiterin und Dipl. Politikwissenschaftlerin, studierte Sozialarbeit und Sozialpädagogik an der Fachhochschule Dortmund sowie Politikwissenschaft, Soziologie, Pädagogik und Volkswirtschaft an der Philipps-Universität Marburg.

Von 1986 bis 1990 war sie wissenschaftliche Referentin im Deutschen Zentrum für Altersfragen, Berlin. Seit 1990 arbeitet sie als wissenschaftliche Referentin im Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Frankfurt a.M. (ISS) in verschiedenen Leitungs- und Arbeitsaufgaben, derzeit als Leiterin des Geschäftsfeldes „Soziale Inklusion“.

Ihre besondere Expertise und Forschung liegt in den Bereichen „Armut und soziale Ausgrenzung“, „soziale Inklusion“, „Kindbezogene Armutsprävention“ sowie die wissenschaftliche Begleitung von Modellprogrammen und die Politikberatung von Kommunen, Ländern

[1] Der Wissenschaftliche Beirat der eaf konstituierte sich am 2. Dezember 2014 und hat 10 Mitglieder, die – mit Expertise aus den Bereichen Politik, Wissenschaft, Praxis, Kirche – impulsgebende Empfehlungen für die eaf erarbeiten. Beginnend in FPI 1/2015 (S.11f) werden sie an dieser Stelle vorgestellt.

und Bund zur „Sozialen Infrastrukturentwicklung“.
Im Rahmen von Forschungs- und Beratungsprojekten leitete sie u.a. die seit 1997 laufende und bundesweit einmalige AWO-ISS-Langzeitstudie „Kinder- und Jugendarmut in Deutschland“ sowie das seit 2002 realisierte Modellprojekt „Mo.Ki – Monheim für Kinder“ mit dem Ziel, kommunale Handlungsansätze einer strukturellen Armutsprävention zu entwickeln. Auch die Studie „Lebenslagen und Potentiale armer Familien in Berlin“ (2014/15) leitete Gerda Holz.

DR. MICHAELA SCHIER

Dipl. Geografin, studierte Geographie und Ethnologie an der Universität Tübingen (Promotion 2005, TU München: „Erwerbsentscheidungen von Frauen in der Modebranche in München. Ein geschlechtersensibler Beitrag zur geographischen Arbeitsforschung“). Seit Oktober 2014 leitet sie kommissarisch die Fachgruppe 1 „Lebenslagen und Lebensführung von Familien“ (Abt. Familie und Familienpolitik) am Deutschen Jugendinstitut e.V. (DJI), München sowie seit 2009 die Schumpeter-Forschungsgruppe „Multilokalität von Familie: Die Gestaltung von Familienleben bei räumlicher Trennung“. Zuvor war sie am DJI als wissenschaftliche Mitarbeiterin für die empirische Umsetzung des Forschungsprojektes „Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie: Neue Formen der praktischen Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld Arbeit und Familie“ verantwortlich (2006 bis 2009). Sie arbeitete wissenschaftlich am Seminar für Sozialwissenschaftliche Geographie der LMU München (1999 bis 2006), beim Bundesverband allein erziehender Mütter und Väter e.V. (Bonn, 1997 bis 1999) und beim bilateralen Forschungsprojekt zu sozio-ökonomischen Strukturen in Mato Grosso/Brasilien (Geographisches Institut der Universitäten Tübingen u. Cuiabá (UFMT)/Brasilien,1995 bis 1997).

Sie lehrt im In- und Ausland, u. a. an den Universitäten Innsbruck und Wien (dort im SS 2014 als Gastprofessorin) sowie an der LMU München. Sie ist Gutachterin für fachwissenschaftliche Zeitschriften (u.a. Zeitschrift für Familienforschung, Comparative Population Studies, Merz. medien + erziehung, Equality, diversity and inclusion: An international journal), für internationale Forschungsförderungsgremien (Schweizer Nationalfonds) und arbeitet als wissenschaftliche Beirätin bei Forschungsprojekten.
Ihre Forschungsschwerpunkte sind insbesondere: Multilokalität, Mobilität und Migration, Wandel der (Erwerbs-)Arbeit und von Familie, alltägliche/familiale Lebensführung (Doing Family), Verknüpfung von Familie und Beruf, RaumZeit, Alltagpraktiken, Familien- und Kindheitsforschung, Genderforschung, qualitative Sozialforschung. ■

DIE eaf THÜRINGEN IM INTERVIEW

Ute Birckner

Ute Birckner, Sie leiten seit 2004 als Geschäftsführerin die eaf Thüringen.[1] Mit welchen familienpolitischen Anliegen, mit welchen Schwerpunkten sind Sie derzeit befasst?
Auf der Grundlage des Koalitionsvertrags der neuen Regierung (rot-rot-grün), der zum Ende des Jahres 2014 vorgelegt wurde, bereiten wir derzeit Gespräche mit der Landesregierung und den Fraktionen vor. Einerseits ist Familie als Querschnittsthema kaum im Koalitionsvertrag vertreten, andererseits bringt der Regierungswechsel neue Ansatzpunkte und viel Potential mit sich. Aktuell im Vordergrund der eaf-Arbeit steht die Unterstützung von Flüchtlingen und ihren Familien; und das Thema Inklusion - seit 2014 unter dem Fokus „Vielfalt und Teilhabe“: Wie können Menschen mit all ihren Unterschieden an Unterstützungsangeboten teilhaben - dies ist auch das Fachthema unserer diesjährigen Mitgliederversammlung im November.

Was liegt Ihnen besonders am Herzen?
Unsere Mitgliedseinrichtungen engagieren sich zurzeit sehr in der Arbeit mit Flüchtlingen und versuchen, adäquate Angebote bereit zu stellen: in Beratungsstellen, Familienzentren, Mehrgenerationenhäusern und Kir-

[1] eaf Thüringen, Erfurt: Geschäftsführerin Ute Birkner, Email: eafthueringen@t-online.de

chengemeinden. Mein Beitrag als Geschäftsführerin eines landespolitischen Dachverbandes ist, mich für gute Rahmenbedingungen einzusetzen, Ansprechpartner zu finden, denn noch fehlen in Thüringen entsprechende Strukturen, klar erkennbare (ministerielle) Zuständigkeiten und die interkulturelle Erfahrung; die Arbeit in diesem Bereich steckt bei uns noch in den Anfängen . Insofern freuen wir uns dieses Jahr auch besonders auf die eaf-Bundestagung zum Thema Flüchtlinge, weil es viele Anknüpfungspunkte zu unserer Arbeit gibt.[2]

Wie gestaltet sich die Arbeit mit der Landesregierung, insbesondere mit dem Ministerium für Arbeit. Gesundheit, Frauen und Familie?
Mit dem Ministerium besteht eine gute und enge Zusammenarbeit; „Familie“ ist mehr in den Fokus gerückt. Wie stets verursachte der Regierungswechsel im Herbst auch eine große Welle der Umstrukturierung. Die Kinder- und Jugendhilfe wurde z. B. aus dem im Sozialministerium verorteten Bereich Familie genommen und ins Kultusministerium verlegt. Dadurch ist der Bereich der Familie nun als Thema „freigestellt“ für neue Ansatzpunkte. Eines unserer Hauptanliegen an die Landesregierung ist die notwendige Absicherung der Arbeit unserer Ehe- und Familienberatungsstellen - aktuell auch besonders wichtig für die Arbeit mit Flüchtlingsfamilien. Insgesamt müssen die überregionalen Strukturen der Familienförderung abgesichert werden, insbesondere die Familienerholung.

Wie gestaltet sich die Arbeit mit der Landeskirche?
Leider gibt es in der Landeskirche keine hervorgehobene Zuständigkeit für Familie. Dafür zuständig ist das Dezernat Bildung, mit dem die eaf eng zusammenarbeitet. Der Fokus liegt auf Familien-, Elternbildung und –arbeit, weniger auf Familienpolitik, was noch ausbaufähig ist. Gute Netzwerkarbeit findet in der Landeskirche mit dem Beirat für familienbezogene Arbeit statt, der auch dezernatsübergreifend tätig ist; die Federführung liegt bei der eaf.

Das Landeserziehungsgeld wird 2015 in Thüringen abgeschafft – wie ist die Haltung der eaf Thüringen dazu?
Dies beurteilen wir besonders kritisch, denn diese Leistung wird im Gegensatz zum Betreuungsgeld z.B. nicht auf ALG II angerechnet, sie ist auch gestaffelt für Mehrkindfamilien, so dass finanziell schwache Familien zukünftig noch schlechter gestellt sind.

In welchen Bereichen sehen Sie besonders gute Kooperationsmöglichkeiten mit anderen Landesarbeitsverbänden der eaf?
Die jährlich stattfindenden Ost-Konsultationen mit eaf-Landesarbeitskreisen Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen bieten einen sehr ergiebigen familienpolitischen Austausch, der u. a. zu gemeinsamen Konzepten von Veranstaltungen führt, z. B. der Fachtag zur Orientierungshilfe, an dem die Bundesebene mit der Präsidentin auch beteiligt war.

Zu welchen Themen wünschen Sie sich einen besonderen Austausch auf Bundesebene?
Wir sind sehr interessiert an einem Austausch zum Thema Inklusion und auch gespannt auf die Inhalte der Jahrestagung zu Flüchtlingen und ihren Familien. Wichtig ist uns als östlicher Landesverband, dass die teilweise immer noch deutlichen Unterschiede im Blick auf „Ost-/West-Themen“ hinlänglich wahrgenommen werden.

Liebe Ute Birckner, haben Sie herzlichen Dank für das Gespräch! ■

Das Interview führte Sabine Mundolf am 21. April 2015.

[2] **16./17. September 2015, Frankf./a.M.; Informationen: s. S. 7 in dieser Ausgabe**

ISSN 0176-9146
Herausgeber und Verleger: evangelische arbeitsgemeinschaft familie e.V. | Für den Inhalt verantwortlich: Sabine Mundolf. Redaktion: Sabine Mundolf.
Die Familienpolitischen Informationen erscheinen viermal im Jahr; sie sind zu bestellen bei der Bundesgeschäftsstelle der eaf in Berlin | Bezugspreis für ein Jahr 7,00 Euro; Einzelpreis 2,50 Euro. Kündigung zum Jahresende | KD-Bank IBAN: DE87 3506 0190 1567 1830 13, BIC: GENODED1DKD | Layoutumsetzung: Janina Haase | Druck: Europrint Medien GmbH
Wir freuen uns, wenn Sie etwas abdrucken wollen: Bei namentlich gekennzeichneten Beiträgen bitten wir um Rücksprache, im Übrigen um Quellen- und Autorenangabe (auch bei Auszügen) sowie um Zusendung eines Belegexemplars | Präsidentin: Christel Riemann-Hanewinckel; Vizepräsidenten: Bernd Heimberg, Wolfgang Hötzel.
Bundesgeschäftsstelle: 10117 Berlin, Auguststraße 80, Telefon 030 / 28 39 54 00, Fax 0 30 / 28 39 54 50 | Bundesgeschäftsführerin: Dr. Insa Schöningh | www.eaf-bund.de